

Wulf Kellerwessel, „Denn sie wissen nicht, wovon sie reden“. Referenz, religiöse Glaubenssätze und Religionskritik aus sprachanalytischer Sicht, Königshausen & Neumann, Würzburg 2011, ISBN 978-3-8260-4776-3, 113 S., 24.80 EUR

Der Autor lehrt an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule in Aachen Philosophie und ist mit diversen Veröffentlichungen zur analytischen Philosophie und zu Wittgenstein hervorgetreten. Den Lesern von A&K ist er kein Unbekannter, in verschiedenen Beiträgen von 1997 an bis heute hat er sich insbesondere mit Themen zur Aufklärung (Diderot, Voltaire, Montesquieu, Holbach, Reimarus) befasst, und er wird auch als Co-Herausgeber der für 2013 geplante Schwerpunktheft zu Diderot betreuen.

In seinem neuen Buch geht Kellerwessel aus philosophisch-sprachanalytischer Perspektive der interessanten Frage nach, ob Aussagen über und die Bezugnahme auf „Gott“ mit intersubjektivem Wahrheitswert sprachlogisch möglich sind. Es geht ihm weder „um unausgesprochen bleibende religiöse Gefühle“ noch um die kausale Begründetheit von Gottesbeweisen (letztere werden jedoch im späteren Verlauf sprachanalytisch kritisiert), und auch nicht um „positive oder negative Auswirkungen religiöser oder nichtreligiöser Einstellungen von Personen“. Vielmehr – da es sattem bekannt ist, dass vom einfältigsten Glaubensschäflein bis hin zum Papst die unterschiedlichsten Gottesvorstellungen (und Abstraktionsgrade) kursieren: vom „Vater“ und „Schöpfer der Welt“ über seine „Allmacht, Allgüte und Allwissenheit“ bis hin zum „Prinzip der Konkretion“ (Whitehead) – geht es ihm um die

Frage, ob das Wort „Gott“, dem all diese verschiedenen Bedeutungen zugeschrieben werden, „auf jemanden oder etwas Bezug“ nimmt, also um die Referenz des Wortes. Dies ist auch das Abgrenzungskriterium gegenüber den vorhergehenden Untersuchungen in der analytischen Philosophie mittels Verifikation und Falsifikation seit Carnap, die sich mit dem Sinngehalt bzw. der Sinnlosigkeit von Aussagen über Gott befassten. In der Einleitung wird daher die bis heute bestehende Bedeutsamkeit dieser Analysen von A. Flew, dem frühen und späten Wittgenstein und B. Russell bis hin zu G. Stremingers Untersuchungen zur Theodizee-Frage angesprochen – mit der Schlussfolgerung, dass bisher „die Frage der Referenz des zentralen Begriffs ‚Gott‘ nicht im Mittelpunkt des Interesses stand und steht.“

Zwar spielte die Frage nach der Referenz, also „konkrete, nicht abstrakte Einzeldinge, mit (singulären) Termen in Verbindung zu bringen“, allgemein schon seit Frege und bei vielen Philosophen von Wittgenstein bis Putnam eine wichtige Rolle, nicht jedoch explizit im Hinblick auf Sätze, in denen der Term „Gott“ als Subjekt oder Prädikat erscheint. Diesem Defizit: der Klärung der „Frage nach dem Wort ‚Gott‘ und seiner möglichen Referenz auf eine transzendente, gleichwohl aber individuierte Person“, will Kellerwessel mit seiner Studie abhelfen.

Dabei wird davon ausgegangen, dass religiöse Sätze (1) verständliche Prädikatsaussagen machen wollen, (2) einen Wahrheitsanspruch erheben, und (3) „auf eine ‚transzendente Person‘ erfolgreich Bezug nehmen, um von ihr etwas auszusagen.“

Ausgeschlossen sind mithin rein fiktionale oder mythologische Aussagen, die auf nichts Wirkliches Bezug nehmen; und der

Fokus liegt nicht auf den religiösen Glaubenssätzen als Ganzes, sondern unterhalb der Satzebene auf demjenigen Satzteil, mit welchem solche Sätze mittels Subjekt oder prädikativ auf „Gott“ zu referieren versuchen – dazu werden „die verschiedenen sprachanalytischen Überlegungen zur Referenz mit dem Thema ‚Glaubenssätze‘ verbunden, um festzustellen, ob überhaupt eine Referenz, und – wenn ja – welcher Referent für religiöse Glaubenssätze ... nachgewiesen werden kann.“

Im zweiten und eigentlichen Hauptkapitel des Buches wird unter dem Titel „Referenz und Glaubenssätze“ zunächst der Referenz des Terms „Gott“ in solchen Glaubenssätzen nachgegangen, mit denen der Sprecher etwa mit der Formel „Ich glaube an ...“ seinem Glauben bekenntnishaft Ausdruck verleiht. Wahr kann in solchen Fällen durchaus sein, dass der Sprecher (subjektiv) an seine Aussage und an deren Wahrheit *glaubt*, nichts ist aber damit objektiv bzw. intersubjektiv bewiesen hinsichtlich der Referenz von „Gott“: Selbst wenn solch bekenntnishafte Aussagen wahr sind, bedeutet dies nichts hinsichtlich der Frage, ob das Wesen, an das geglaubt wird, tatsächlich existiert. Auch in solchen Sätzen der Art „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Schöpfer“ ist mithin die Referenz eigens zu hinterfragen wie in den Aussagen über „Gott“ ohne jenen Glaubenszusatz.

Die eigentliche Analyse folgt in den sich anschließenden fünf Kapiteln

- „Gott“ als Prädikat und „Gott“ in Existenzsätzen
- „Gott“ als Kennzeichnung
- „Gott“ als Name (in deskriptiven Theorien, in der Bündeltheorie oder in historischen und kausalen Referenztheorien)

- „Gott“ als demonstrativer Begriff, Indexwort und pronomentypischer Terminus
- „Gott“ als Titel.

All diese Alternativen werden ausgiebig und unter Diskussion der verschiedenen sprachphilosophischen und einschlägigen theologischen Theorien erörtert – die stupende Sachkenntnis des Autors macht so den Leser mit den konkurrierenden Thesen auf beiden Seiten bekannt; er schließt mit dem Resümee, dass sich nach umfassender Prüfung all dieser möglichen Bedeutungsgehalte des Terms „Gott“ kein Referent identifizieren und ausweisen lässt, „auch wenn Gläubige ... überzeugt sind, sie würden mit ‚Gott‘ etwas oder jemanden bezeichnen ...“ Es sei vielmehr völlig ungesichert, „ob ‚Gott‘ nicht denselben Status hat wie ‚Zeus‘ oder ‚Odin‘ – ob er also nicht ein mythologischer Name ist, der keinerlei Referenzrelation aufweist.“

In Kapitel 3 geht der Autor auf wenigen Seiten auf die Folgerungen aus diesen Analysen für den ontologischen, kosmologischen und teleologischen Gottesbeweis ein und kommt zu dem Ergebnis, dass all diese Beweise schon deshalb nicht „funktionieren“ könnten, da sie in ihrem Versuch, die Existenz „Gottes“ zu beweisen, die Referenz des Terms „Gott“ bereits notwendig voraussetzen. Steht aber – wie die vorhergehenden Analysen gezeigt haben – nicht fest, ob Aussagen über „Gott“ (vor allem wenn dieser als „transzendentes Wesen“ betrachtet wird) überhaupt auf jemand oder etwas referieren, so laufen angebliche Beweise von dessen Existenz grundsätzlich ins Leere.

Im Schlusskapitel werden sowohl die Konsequenzen der Nicht-Referenz des

Terms „Gott“ gezogen wie auch die Umgehungsstrategien beurteilt, mit denen diesen Konsequenzen zu entgehen versucht wird, um dennoch an religiösen Glaubenssätzen und deren Gottesbezug festhalten zu können.

Die klare erste Alternative besteht dann darin, mit Carnap, dem Wiener Kreis oder Hans Albert religiöses Reden über „Gott“ für nicht sinnvoll zu halten, in diesem Falle jedoch aus sprachlogischen Gründen.

Doch der Kreis religiöser Sprachverwender ist groß, und so finden sich, parallel zu den verschiedenen Möglichkeiten, den Term „Gott“ zu deuten, diverse Hypothesen, um dennoch eine Referenz und damit eine Sinnhaftigkeit der Rede von „Gott“ zu behaupten. Dazu müsste der Beweis erbracht werden, „daß ‚Gott‘ genau einen Referenten hat.“ So böte sich – um das Transzendenz-Problem „Gottes“ zu umgehen – etwa für das Christentum an, sich auf den historischen Jesus als Referenten zu beziehen; ungelöst bliebe damit allerdings die Einordnung von dessen „transzendenten Persönlichkeitsanteilen“ als Mitglied der „Trinität“ – für Christen sicher eine sehr problematische Alternative.

Für diese und alle weiteren Umgehungs-taktiken der Referenz-Behaupter wie – Privatheit bzw. das Glauben an einen *mystischen* Kontakt zum Referenten unter Aufgabe des Intersubjektivitätsanspruchs – Auffassung der religiösen Sprache als einer „referenzlosen“ oder als einer my-thisch-fiktiven Sprache

– Verzicht auf Referenz unter Festhalten an religiöser Rede zum Erhalt ihrer Trost-funktion oder als subjektiv-irracionales bzw. rein moralisch-präskriptives Sprach-spiel

– Separierung des religiösen Sprachspiels als „ganz anderes“ oder als „verschobe-

nes“ (mit der Folge der Unübersetzbarkeit in normales Sprechen unter Aufhebung der Kompatibilität der Sprachspiele) ergeben sich nach Meinung Kellerwessels vergleichbar desaströse Folgen. Denn in all diesen Fällen würden die zwei wichtigsten Ansprüche von Gläubigen zumindest in den monotheistischen Religionen ent-fallen: Wahrheit und Geltung für alle – da-her wird eine solche Beschränkung bzw. Aufhebung der Referenz von religiöser Rede tatsächlich nur für die wenigsten Gläubigen in Frage kommen – „Gott“ als Referent wird dringend gebraucht ... – ein solcher Nachweis aber lässt sich, wie die sprachlogische Analyse ergeben hat, nicht führen: Wer „über den Terminus ‚Gott‘ spricht ...“, kann nicht angeben, wovon er spricht.“

Die Studie demonstriert in ihrer Gründlich-keit bei der Zusammenstellung der denk-baren Referenz-Alternativen aufs Schön-ste die Fruchtbarkeit der Popperschen Me-thode zur Überprüfung der Begründetheit von Hypothesen mittels Falsifikation und unter Untersuchung auf ihre Folgen hin und kommt zu dem Schluss: „*Diejenigen, die affirmativ religiöse Glaubenssätze gebrauchen, wissen nicht, wovon sie re-den.*“

Helmut Walther (Nürnberg)